

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werthätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgebühren.

**Redaktion:** Tauchaer Str. 10/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telefon** 2721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schmälerer Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

## Tageskalender.

König Friedrich August nannte in Chemnitz den Abschluß der Handelsverträge eine „große Tat“. (Siehe: Sächsische Angelegenheiten.)

Ueber die russischen Gouvernements Lublin, Kielce, Tomja und Suwalki ist der kleine Belagerungszustand verhängt worden. (Siehe: Revolution in Rußland.)

In Transbaikalien verlangen die Eisenbahnarbeiter die sofortige Beendigung des Krieges. (Siehe: Revolution in Rußland.)

Die Niederlage des Generals Vinjewitsch bestätigt sich. (Siehe: Krieg in Ostasien.)

## Adel und Bürgertum.

Leipzig, 2. März.

Je mehr es die deutsche Bourgeoisie verlernt hat, Politik in großem Stille zu treiben und selbst nur ihre Klasseninteressen mit eulger Energie zu verteidigen, umso mehr gefällt sie sich in wichtigweiser Spielerei um geringfügige Dinge, die sie sich möglichst „prinzipiell“ anzubauen bemüht. So hat sie sich in den letzten Wochen in dem sogenannten „Kampf um die akademische Freiheit“ abgemüht, und neuerdings verliert sie sich in heftigen Betrachtungen über „Adel und Bürgertum“, aus wieder ganz lächerlichem Anlaß.

Der Vorstand der Deutschen Adelsgenossenschaft, irgend einer fasslichen Körperschaft, von der wir unsern Lesern sonst nichts mitzuteilen wissen, hat an das Reichsjustizamt eine Eingabe gerichtet, worin eine Aenderung des Strafgesetzbuchs in dem Sinne verlangt wird, daß die Verurteilung zu Zuchthausstrafe den dauernden Verlust des Adels bewirken, dieselbe Wirkung auch bei Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte eintreten und nicht nur die unbefugte Annahme von Adelstiteln, sondern auch von adeligen Wappen und Kronen unter Strafe gestellt werden soll. Wir brauchen natürlich kein Wort über diese halb blödsinnige, halb unverschämte Petition zu verlieren, müssen aber den Petenten so viel zubilligen, daß sie zu ihrem Vorgehen durch niemanden mehr ermutigt worden sind, als durch das selbe Bürgertum, das sich jetzt vor lauter sittlicher Entrüstung über die Petition nicht zu lassen weiß.

Es werden nächstens anderthalb Jahrhunderte verfließen sein, seitdem ein wackerer deutscher Dichter, Gottfried August Bürger, das Epigramm veröffentlichte:

Viel Klagen hör' ich heut erheben  
Von Hochmut, den der Große übt:  
Der Großen Hochmut wird sich geben,  
Wenn unsere Kriecherei sich gibt.

Dies probate Rezept war für das deutsche Bürgertum in die leere Luft gesprochen. Es ist fort und fort vor dem Adel gekrochen und kriecht heute noch vor ihm; so wächst denn der junkerliche Hochmut fort und fort ins Ungemessene, womit die Petition der famosen Adelsgenossenschaft, wenn auch natürlich nicht gerechtfertigt, aber doch erklärt wird, insofern wenigstens erklärt wird, als man begreift, wie sich ein solcher vorintuitiver Quark überhaupt noch ans Tageslicht wagen kann.

Diese Lage der Dinge ist so bekannt, daß wir um ihretwillen gewiß nicht den neuen Froschmäusekrieg der „gebildeten“ Bourgeoisie zu beachten für notwendig halten. Aber ihre Organe berufen sich auch auf den Paragraphen der preussischen Verfassung, wonach alle Preußen vor dem Gesetz gleich seien und Standesvorrechte nicht mehr stattfinden sollen. Nun, wenn dem so ist, weshalb gehen die Organe der Bourgeoisie dann nicht gegen den Paragraphen des Strafgesetzbuchs vor, der die unbefugte Führung von Adelstiteln unter Strafe stellt. Wenn Herr Schulze vom Staatsanwalt belangt wird, wenn es ihm beliebt, sich auch nur seinen Geschwändern gegenüber als Baron v. Sändig-Schnod-Schnur aufzuspielen, so ist damit doch Paragraph 4 der preussischen Verfassung verletzt; der oblige Titel wird als ein Standesvorrecht betrachtet, das nicht jedem Preußen, sondern nur einer bestimmten Klasse von Preußen zusteht.

Zudem ist Paragraph 4 der preussischen Verfassung, kaum daß er ein paar Jahre alt war, von der preussischen Rechtsprechung laßiert worden. Das preussische Obertribunal entschied schon im Jahre 1853, der Paragraph sei noch nicht Gesetz, sondern stelle nur die leitenden Grundzüge für die künftige Gesetzgebung auf, und fügte noch hinzu, es sei nicht anzunehmen, daß durch ihn aller Unterschied der Stände habe aufgehoben werden sollen. „Der Unterschied der Stände besteht faktisch und rechtlich noch jetzt und muß in jedem Staate, seine Verfassung sei welche sie wolle, bestehen, weil er von Verhältnissen der Erziehung, Bildung, Lebensart, Hauptbeschäftigung und des Vermögens abhängt.“ Das preussische Obertribunal sagt also mit dürren Worten: Klassenstaat bleibt Klassenstaat, und der Klassenstaat pfeift selbst auf die feierlichsten Grundzüge der preussischen Verfassung.

Hier haben wir den eigentlichen Grund, der das Bürgertum veranlaßt, auf die unverschämtesten Herausforderungen der junkerlichen Klasse nur mit langweiligen Tiraden über den Paragraph 4 der preussischen Verfassung zu antworten.

Es weiß natürlich sehr gut, daß dieser Paragraph nicht das Papier wert ist, worauf er gedruckt ist, daß er schon vor mehr als fünfzig Jahren ins Nichtdastehen hinein interpretiert worden ist. Kein Geringerer als Ferdinand Lassalle hat bald nach der Entscheidung des Obertribunals und noch vor dem Beginn seiner Arbeiteragitation, also zu einer Zeit, wo er auch von der Bourgeoisie als bedeutender und scharfsinniger Gelehrter anerkannt wurde, auf die Bedeutung dieser Entscheidung aufmerksam gemacht, aber natürlich taube Ohren gefunden. Unier biederes, ehrliches, von edlem Selbstbewußtsein getragenes Bürgertum hat es nie gewagt, die Standesvorrechte des Adels anzutasten, aus geheimer Scheu, von den dreisten und gottesfürchtigen Junkern dann sein Klassenvorrecht um die Ohren geschlagen zu bekommen.

Man und für sich ist der Paragraph 4 der preussischen Verfassung natürlich vollkommen klar und leicht ausführbares Recht, die Interpretation dagegen, die der oberste preussische Gerichtshof ihm gegeben hat, eine konfuse Sophistik. Die preussische Verfassung setzt die bürgerliche Gesellschaft voraus, und die bürgerliche Gesellschaft wieder die Rechtsgleichheit aller ihrer Angehörigen, also den Fortfall der feudalen Ständeunterschiede. Aber freilich setzt sie auch die kapitalistischen Klassenunterschiede voraus, und indem das preussische Obertribunal diese Begriffe durcheinanderwarf, praktizierte es den Paragraphen mit einer Schwundigkeit, die gewiß keine Hexerei war, unter den Tisch. Auf die deutsche Bourgeoisie hätte seine Entscheidung einen Eindruck machen müssen, wie es — nach Lassalles Vergleich — etwa einem leidenschaftlichen Musikus einen heftigen Nervenschmerz verursacht, wenn ein ganzes Quintett von falschen Finten auf einmal auf ihn eindringt, aber unser braver Bürgermann ist in politischen Dingen stets ein schlechter Musikant gewesen, und wenn die Trompete gegen das Junkertum ins Feld ruft, stopft er sich lieber beide Ohren zu.

Wenn die liberalen Parteien irgendwie ernst damit machten, die feudalen Stände vorrechte, soweit sie noch bestehen, aus der Welt zu schaffen, so würden wir sie dabei unterstützen müssen. Je mehr der Boden der bürgerlichen Gesellschaft von solchen Trümmern gereinigt wird, um so besser eignet er sich zum Kampffelde für das klassenbewußte Proletariat gegen die Bourgeoisie. Aber eben deshalb denkt diese gar nicht daran, die feudalen Ruinen abzutragen, und der Heldenkampf, den sie jetzt scheinbar gegen den Adel unternimmt, bedeutet nicht mehr, als daß nach dem Dichtervort „im alternden Gemäuer melancholisch noch ein Heimchen jippt“. In solchem Jippen aber sagt das Junkertum nach dem Oberjunker Bismarck: „Dor laß' ich äwer!“

## Seuilleton.

61]

### Das schlafende Heer.

Roman von E. Biedia.

(Nachdruck verboten.)

19.

Ostern war vorüber, Dolefschal war aber nicht zum Fest zu den Seinen zurückgekehrt, wie er so fest beabsichtigt hatte. Er schrieb Helene, es sei ihm nicht möglich, sich schon so bald loszumachen, war man doch in Berlin ungeheuer entgegenkommend gegen ihn. Er hat seine Frau, es ihm nicht zu verübeln, daß er das Fest nicht mit ihr und den Kindern verlebte; sein Herz hing daran — aber durfte er seinem Gefühl, einem Wunsch, der rein privater Natur war, so viel nachgeben? Nein, das durfte er nicht! Er mußte fern bleiben in Tagen, an denen er seinen Anaben sonst immer selber die Ostereier versteckt hatte im ersten frischtreibenden Buchsbaum der Gartenrabatten. Er mußte ein Diner besuchen, das einer der Hauptführer der halatistischen Bewegung, Großgrundbesitzer und Parlamentarier, am ersten Osterfeiertag gab.

Das ist zu wichtig für mich, schrieb er.

Geliebte Frau, verstecke Du unsern Kindern die Ostereier — morgen wird das Küchlein ankommen, ich schicke die schönsten, die ich in Berlin bekommen konnte — und denke Du dabei an mich!

Sage auch den Anaben, daß sie an mich denken. Euer Vater mußte noch in Berlin bleiben, sage ihnen, aber ist doch bei euch, im Geiste um euch. Für euch bedacht, daß einmal ein Osterkomme, wie der Wjza Gora noch keines geschaut hat. Das werden sie natürlich nicht verstehen — können es ja auch noch nicht verstehen — wenn ich zwar glaube, daß unsern Hanns-Martin doch eine Ahnung davon überkommen wird, was es heißt: vom

Wjza Gora auf deutsches Land blicken, auf lauter ganz deutsches Land, wenn Du, gute Mutter, ihm das in Deiner Weise erklärst.

Geliebte Frau, ich schreibe in einer gehobenen Stimmung, die Worte fliehen mir nur so zu. Gestern abend traf ich mit mehreren famosen Leuten beim Landwirtschaftsminister zusammen; natürlich wars keine Gesellschaft, nur eine zwanglose Tee-Stunde. Es tut doch wohl, unter Bestimmungsgenossen zu sein, es erquickt an Leib und Seele. Heute morgen beim Rasieren sah ich mich im Spiegel, ich war erstaunt: Du kannst es glauben, mir ist, als wäre ich um zehn Jahre jünger geworden.

Helene lächelte, als sie diesen Brief las. Sie freute sich für ihren Mann; wie voll von Hoffnungsfreudigkeit war er! Aber doch war Behmut in ihrem Lächeln, und die Behmut wurde Herr über das Lächeln. Die Hände, die den Brief hielten, in den Schoß sinken lassend, neigte sie das Haupt: wie würde Hanns-Martin die Enttäuschung ertragen? Denn die würde kommen. Die sichten ihr so unausbleiblich, wie heute auf den grellen Sonnenschein, der jetzt, Ende März, fast sommerlich sengend niederstach, ein Regenschauer. Gewitterig dünte sie der Himmel, sie sah eine gefährliche Wolke überm Wjza Gora geballt. Ach, wenn doch Hanns-Martin sich nicht zu sicher in Hoffnungen wiegen wollte!

Sätte Helene, es begründen sollen, woher ihr jetzt oft die trüben Gedanken kamen, so hätte sie es nicht gekonnt; ihr liebendes Herz ängstigte sich eben um ihn. Würde es ihn nicht treffen bis in die tiefste Seele, wenn man den Polen ihm vorzog? Wenn er es ihr auch selbst gesagt hatte, daß seine Kandidatur durch Garzynski stark gefährdet sei, überzeugt von seiner Niederlage war er doch keineswegs. Und auch, wenn er nun wirklich gewählt werden sollte, war er denn der Berufene, das Ziel zu erreichen?!

„Deutsches Land, ganz deutsches Land — ach, lieber Gott!“

Die Blonde Frau faltete die Hände über dem Brief

und schaute träumerisch durchs Fenster über die Fläche des Sees hinüber zum ragenden Wjza Gora.

Der schaute noch in polnisches Land, in ganz polnisches Land.

Und konnte denn auch ein einzelner Mann, wirklich einer allein, so vieles ausrichten, so großes erreichen?!

Wie in banger Frage hingen ihre Augen am Berge. Lange sann sie, dann schüttelte sie den Kopf: ach nein, ein einzelner Mann konnte das nie, niemals! Da mußte schon ein Heer auferstehen, wie das polnische Volk sich eines erhoffte, dort aus dem Schoße des Wjza Gora. Pelasia, die alte Amme, hatte die polnische Sage den Anaben erzählt.

Aber sie — entschlossen stand Helene rasch auf — sie, als Mutter, würde jetzt zu den Anaben gehen und ihnen auch etwas erzählen: vom Vater, vom deutschen Land, und von — sie zögerte noch einen Augenblick und überlegte: wie sollte sie es ihnen denn verständlich machen, den jetzt noch unmiündigen Kindern? — nun, von der Pflicht würde sie ihnen sagen und immer wieder sagen, die jedem von ihnen einst oblag, und die er schon begreifen lernen mußte von klein an!

Helene lächelte. Ihr eben noch so trübes Gesicht war überfonnt von diesem Lächeln, wie von Frühlingschein die Natur.

Es war etwas Strahlendes um die Mutter, die zu ihren fünf Söhnen ging.

Wenige, hatte Helene von Dolefschal ihrem Mann auf seinen Brief geantwortet. Weiße ruhig noch in Berlin, wenn du meinst, daß es von Nutzen ist. Die Kinder gehorchen mir, und wir denken Deiner allezeit.

So war er sogar noch ein paar Tage über das Fest fortgeblieben. Das hatte er wirklich nicht erwarten können, daß man ihm so viel Freundlichkeit in Berlin ent-